



Bruno Flierl

Selbstbehauptung

Leben in drei Gesellschaften

Theater der Zeit

Bruno Flierl

Selbstbehauptung

Leben in drei Gesellschaften

Bruno Flierl

Selbstbehauptung

Leben in drei Gesellschaften

Theater der Zeit

Die Publikation entstand mit freundlicher Unterstützung der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

© Theater der Zeit, 2015

Texte und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich im Urheberrechts-Gesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmung und die Einspeisung und Verarbeitung in elektronischen Medien.

Verlag Theater der Zeit
Verlagsleitung Harald Müller
Winsstraße 72 | 10405 Berlin | Germany
www.theaterderzeit.de

Lektorat: Jana Fröbel
Gestaltung: Kerstin Bigalke
Umschlag: Kerstin Bigalke unter Verwendung
eines Fotos von Thomas Flierl
Bildbearbeitung: bild1druck

ISBN 978-3-95749-024-7 (print)
ISBN 978-3-95749-057-5 (eBook)

Inhalt

Vorsatz

1927 – In die Gesellschaft hineingeboren

Kindheit zwischen den Kriegen

Jugend im Zweiten Weltkrieg

Kriegsende

Kriegsgefangenschaft

Kalter Krieg in West-Berlin

Übergang in die DDR – Vision ohne Illusion

1952 – In die Gesellschaft eingetreten

Schwieriger Anfang – Leben und Tod

Produktive Jahre und politische Konflikte

Leben geteilt und allein

Deutsch-deutsche Familienkontakte

Begrenzung im eigenen Land – und offene Welt

Ende von Gesellschaft und Staat DDR

Realer Sozialismus – Vision und Illusion

1990 – In die Gesellschaft übernommen worden

Vom DDR-Bürger zum Bundesbürger

Arbeit für das vereinte Berlin

Vier Generationen im Gesellschaftsumbruch

Wiederkehr an Orte der Vergangenheit

Allein leben und älter werden

Zukunft denken – frei von Vision und Illusion

Nachsatz

Anmerkungen

Abkürzungen

Bildnachweis

Personenregister

Vorsatz

Mein ganzes Leben lang war ich bestrebt, mir die Welt zu erklären und gestaltend in sie einzugreifen, um dadurch mich selbst in ihr zu begreifen und zu entwickeln: in ihren und in meinen Möglichkeiten – ideell und praktisch. Das ist ein hoher Anspruch, behaftet mit Widersprüchen, inneren und äußeren.

Geboren 1927, habe ich nacheinander in drei Gesellschaften gelebt. In die erste Gesellschaft wurde ich hineingeboren – ohne meinen Willen. Von der Weimarer Republik nur indirekt über meine Eltern geprägt, wuchs ich auf in Nazi-Deutschland: in Schlesien. Ich war da in eine Gesellschaft geraten, deren menschenfeindliche Ansichten und Praktiken ich, unterstützt von meinen Eltern, erst langsam zu durchschauen lernte, stets in der Hoffnung auf eine noch unbekanntere bessere Zukunft. Die aber war nicht sichtbar. Zunächst geriet ich als Jugendlicher in den Krieg und musste mit 16 Jahren als Luftwaffenhelfer Kriegsdienst leisten. Mit 18 Jahren wurde ich an die Front kommandiert, überlebte und hatte dann in Frankreich drei Jahre Kriegsgefangenschaft zu absolvieren, bevor ich „heim“ nach Deutschland entlassen wurde, in den Frieden, nach West-Berlin, wo meine Eltern nach ihrer Flucht aus Schlesien 1945 ansässig geworden waren. Berlin aber war zum Brennpunkt des 1947 weltweit ausgebrochenen Kalten Krieges zwischen den Großmächten des Kapitalismus und des Sozialismus geworden. Für mich war das die geradezu provozierende Gelegenheit, beide Seiten kennenzulernen und daraufhin zu prüfen, was sie wert sind für eine gesellschaftliche Erneuerung Deutschlands von Grund auf, wie ich sie erhoffte. Und genau dafür erschien mir das kapitalistische West-Berlin ungeeignet. Deshalb siedelte ich um: von West-Berlin in das auf den

Sozialismus orientierte Ost-Berlin, das im Oktober 1949 Hauptstadt der DDR geworden war. Das war die erste freie Wahl in meinem Leben.

Die zweite Gesellschaft in meinem Leben kam also nicht über mich, ich trat in sie ein – aus eigenem Willen. Ich wählte sie, weil ich hoffte, sie könne, indem sie sozialistisch werde, meine eigene werden, wenn ich sie nur tatkräftig genug mitgestalten und sie mir auf diese Weise aneignen und dadurch zu meiner eigenen machen würde. Dieser Traum, eine Utopie, hat sich nicht erfüllt. Das lag, wie ich heute weiß, in erster Linie daran, dass der Sozialismus in seinem Prozess von der Idee zur Realität neben dem Kapitalismus im 20. Jahrhundert historisch über keine Voraussetzungen für seine Verwirklichung verfügte – weder objektiv noch subjektiv, weder in der Sowjetunion noch in den anderen sogenannten realsozialistischen Staaten der Welt, auch nicht in der DDR. Die Implosion der DDR – Gesellschaft und Staat – wie aller anderen realsozialistischen Staaten Ende der 1980er Jahre und damit der Verlust meiner in sie gesetzten sozialistisch-utopischen Hoffnungen auf eine von Grund auf erneuerbare Welt waren eine bittere Enttäuschung für mich. Und dennoch: Die 40 Jahre von 1950 bis 1990, in denen ich in der DDR lebte und mich konfliktreich für ihr Sozialistisch-Werden einsetzte, waren die produktivsten Jahre meines Lebens, die mich formten und mich mit mir selbst identisch machten.

Die dritte Gesellschaft ist die heutige der Bundesrepublik Deutschland, der ich nach dem misslungenen Versuch, in der DDR eine realsozialistische Alternative für Deutschland zu schaffen, „beigetreten wurde“ – gegen meinen Willen, ohne eine andere Wahl zu haben. Sie ist für mich, wenn auch in europäischer und globaler Dimension in manchem gewandelt, die alte kapitalistische Gesellschaft, der ich entflohen war. Sie ist nicht meine, sie ist mir fremd, wie auch ich ihr fremd bleibe. Eine andere Gesellschaft aber ist für mich nicht in Sicht – in der mir noch zur Verfügung stehenden Zeit. Der Traum von ihr bleibt.

Was ich geworden bin auf der Suche nach dem Eigenen in mir und in der Beziehung zur Gesellschaft, bedingt durch individuelle Veranlagung und gesellschaftliche Anforderungen, war stets das Ergebnis der Verhältnisse, in denen ich lebte, und meines Verhaltens in ihnen. Nichts war vorbestimmt, aber alles doch bestimmt – in der widersprüchlichen Einheit

von Zufall und Notwendigkeit, Schicksal und Verantwortung, Kontinuität und Diskontinuität. Das gilt für mein ganzes Leben wie für seine drei großen Etappen: das frühe Leben vor der DDR, die Mitte des Lebens in der DDR und das späte Leben danach. Ich schreibe hier nicht die Geschichte der drei Gesellschaften, in denen ich lebte, sondern die meines Lebens in ihnen auf. Eine wesentliche Konstante in meinem Leben in allen drei Gesellschaften war, dass ich im Grunde stets relativ „allein mit anderen“ blieb. Zwar strebte ich nach Gemeinsamkeit mit anderen, erlebte sie aber immer wieder nur kurze Zeit oder nur partiell. Das Glück der Zweisamkeit war mir nur wenige Jahre beschieden. Unter Einsamkeit litt ich nie. Ich war nie ganz allein – ohne andere. Und außerdem hatte ich ja mich selbst und wusste immer etwas mit mir anzufangen. Was mich prägte, war „Alleinsamkeit“.

Über mein Leben zu schreiben, heißt für mich, den Ereignissen folgend, aber auch den Bedeutungen nach strukturiert zu schreiben, keinen nüchternen Bericht, aber auch keinen Roman, sondern eine Lebensbiografie aus Erinnerungen und heutiger Sicht. Manches wird unerwähnt bleiben, nichts wird erfunden sein. Auskunft über mich und mein Leben habe ich nach dem Ende der DDR schon einige Male gegeben – teils befragt in Interviews, teils aus eigenem Antrieb, so anlässlich meines 70. Geburtstags mit einem später veröffentlichten Text zum Thema „Nachdenken über mich und meine Zeit“¹ und ebenso zum 80. Geburtstag mit meiner Arbeitsbiografie *Kritisch denken für Architektur und Gesellschaft*, ergänzt durch eine Werkdokumentation von 1948 bis 2006, inzwischen fortgesetzt für die Jahre 2007 bis 2014.² Darin geht es primär um mein Arbeitsleben, in erster Linie um Arbeitsverhältnisse, um Positionen und Funktionen, Inhalte und Ergebnisse meiner Arbeit. Selbstverständlich reflektierte ich meine Arbeit im Zusammenhang mit den gesellschaftlichen und persönlichen Determinanten meines Lebens, aber doch verkürzt auf ein notwendiges Minimum zum Verständnis meines Arbeitslebens. Im Unterschied dazu geht es mir jetzt darum, ausführlich über mein eng miteinander verflochtenes persönliches und gesellschaftliches Leben zu schreiben, natürlich im Zusammenhang mit meiner Arbeit im Brennpunkt, nun aber ausführlich im Kontext mit anderen, vor allem mir nahestehenden Menschen. Wie in

meiner Arbeitsbiografie geht es mir auch jetzt nicht darum, meinem Leben etwa nachträglich einen Sinn zugeben, sondern zu reflektieren, was für mich mein Leben lang Sinn gemacht hat – und dies in allen seinen Etappen mit ihren durchgehenden Entwicklungslinien, Widersprüchen und Brüchen. Im Mittelpunkt steht mein Leben in der DDR, woher es kam und wohin es ging.

Ich schreibe in erster Linie für mich selbst, um mich in meiner Zeit besser zu begreifen, aber auch für meine erwachsenen Kinder Anne und Thomas, damit sie ihr eigenes Leben in unserer gemeinsamen Zeit besser verstehen können. Ich schreibe, um zu klären, nicht um zu rechtfertigen, auch nicht um zu verdrängen, sondern um zu entdecken, was ich in meinem Leben erlebte, was ich fühlte, dachte und tat: bonum et malum. Das ist für mich nicht zuletzt ein Akt der Selbstbehauptung und Verteidigung meiner Identität. Für andere kann das womöglich eine Anregung darstellen, ihr Leben in der für sie zutreffenden Individualität und Gesellschaftlichkeit realitätsbezogen zu erkunden. Viele einzelne individuelle Geschichten tragen bei zu unserem Bild von der gesellschaftlichen Geschichte, die wir lebten und erlebten.

Für Anne und Thomas

1927

In die Gesellschaft
hineingeboren

Kindheit zwischen den Kriegen

Geboren wurde ich am 2. Februar 1927 in Bunzlau. Zwei Jahre später kam mein Bruder Peter zur Welt. Bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs Anfang September 1939 hatten wir eine frohe und sorgenfreie Kindheit – mit lieben Eltern in einem geborgenen Zuhause in Schlesien. Ab 1929 wohnten wir in Liegnitz, wohin mein Vater aus beruflichen Gründen mit der Familie umgezogen war. 1937 erfolgte – wiederum aus beruflichen Gründen – der Wohnungswechsel nach Brockau bei Breslau. Dieser Weg von einer Kleinstadt in eine Bezirksstadt und dann in die Hauptstadt Schlesiens – immerhin eine Großstadt mit 600 000 Einwohnern – war für meinen Vater Bedingung und Ausdruck seiner beruflichen Entwicklung als Architekt. Für mich bedeutete er die schrittweise Erweiterung meines Gesichtsfeldes für Entdeckungen und Möglichkeiten des Lebens, für etwas Eigenes in ihm, vermittelt durch Bildung, Kultur und urbane Kontakte.

Meine Eltern stammten aus sozial einfachen Verhältnissen. Hineingeboren in die Kaiserzeit, hatten sie den Ersten Weltkrieg überlebt und in den darauffolgenden Jahren unsicherer gesellschaftlicher Verhältnisse – auf sich allein gestellt – dennoch verstanden, ihr Leben lebenswert zu machen. Mein Vater, Johann Flierl, geboren 1898 in Fürth, also in Franken, war das siebte Kind einer neun Kinder zählenden proletarischen Familie: drei Mädchen, sechs Jungen. Seinen Vater, Johann Baptist, hatte er so gut wie nicht gekannt, da der schon 1905 verstarb. Er war ein offenbar musisch sehr begabter Mensch, der in keine normale Anstellung passte, ein „versoffenes Genie“, wie erzählt wurde, der sich als Bänkel- und Straßensänger sein Geld verdiente. Dafür war seine Mutter, Barbara, sein Ein und Alles. Er liebte sie und verehrte sie dafür, wie sie ihn und die ganze Familie durchs Leben brachte, vor allem durch die Jahre des 1914 ausgebrochenen Krieges: mit Arbeit als Waschfrau und mit Heimarbeit, an der sich auch die Kinder beteiligen mussten. Erschöpft von einem solchen Leben – und ohne Trost über den Tod eines ihrer Söhne im Krieg –, verstarb sie, kaum dass der Frieden begonnen hatte.

Mein Vater hat uns das oft erzählt, vor allem aber, wie geradezu wunderbar es für ihn war, dass er 14-jährig als Zimmermann einen Beruf ergreifen und also Geld nach Hause bringen konnte und dass er schließlich

auch die Bauschule besuchen durfte. Doch 1917 geriet er als „Pionier“ in den Krieg, noch dazu in den Stellungskrieg vor Verdun, hatte aber das Glück zu überleben und anschließend seine Ausbildung als Bauingenieur fortsetzen und 1920 beenden zu können. Nun brauchte er Arbeit. Die fand er als Bautechniker für kurze Zeit im Stadtbauamt in Fürth. Danach tat er das, was damals üblich und unter den Verhältnissen von Armut und Arbeitslosigkeit nach dem verlorenen Krieg notwendig war: Er ging auf „Wanderschaft“ und arbeitete zuerst in Städten am Main und am Rhein, aber auch in anderen Städten Deutschlands, bis er schließlich – auf ein Angebot hin – in Schlesien landete und in Freiwaldau die Aufgabe übernahm, für eine große Ziegelei einen Ringofen zu bauen.

Im nahe gelegenen Bunzlau begegnete er dann meiner Mutter, Gertrud Heidrich. Sie war gelernte Verkäuferin in einem Wäscheladen. Ihre Eltern, einfache Leute, deren Vorfahren Bauern auf dem Lande gewesen waren, hatten sich wohl erst um 1900 in der Stadt beheimatet. Ihr Vater Carl betrieb dort ein kleines Fuhrgeschäft mit einem eigenen Pferd, für das er einen Stall im Hinterhof eines städtischen Mietshauses am Klosterplatz zur Verfügung hatte. Meine Mutter – 1905 geboren und als Stadtkind groß geworden – wäre gern auf die Mittelschule gegangen. Die Begabung hatte sie. Sie war Klassenbeste. Aber die Eltern hatten dafür kein Geld. Mein Vater befreite sie von dieser sozialen Fessel, die sie nicht nur als Makel, sondern auch als Schicksal empfand, nicht frei für Bildung und Kultur geboren zu sein. Weihnachten 1925 – nach den Jahren der großen Inflation während der Weimarer Republik – heirateten sie und lebten zusammen in einem kleinen, zu einer Wohnung ausgebauten Häuschen in einer Gartensiedlung, in der „Au“, nahe dem großen Eisenbahnviadukt über den Bober. Das war auch meine erste Wohnung. Ich erinnere mich an sie, weil es ein Glasdach über dem Eingangsbereich gab, durch das hell die Sonne schien. Das ist mein ältestes Erinnerungsbild überhaupt.

Wie sehr meine Eltern – beide aus ähnlichen sozialen Verhältnissen kommend und Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre aufgestiegen in den „Mittelstand“ – mich mit ihren Erfahrungen, Sehnsüchten und Wertungen prägten, meine Begabungen förderten, meine Lust an kreativer Gestaltung unterstützten und ihre sozialen und

moralischen Normen für das menschliche Zusammenleben auf mich übertragen – nicht zuletzt, um mich vor den Einflüssen und Anfeindungen des alltäglichen Faschismus in Hitler-Deutschland zu schützen und mich vor allem auch widerstandsfähig gegen sie zu machen –, das kann ich bis heute nicht genug bewundern.

Elternhaus und Schule waren die wesentlichen Bestimmungen in meiner Kindheit. In Liegnitz wohnte ich zuerst in der Roonstraße im Westen der Stadt in einem damals neuen Wohngebiet nahe der Haynauer Straße. Die Wohnung lag im Hochparterre und verfügte über drei Zimmer, Küche und Bad. Das Wohnzimmer – mit Sitzbank am Fenster – war der Hauptaufenthaltsraum der Familie. Hier wurde auch gegessen. Von hier ging es in das sogenannte Herrenzimmer, das mein Vater abends und an den Wochenenden zur Arbeit als Architekt benutzte. Meine Mutter beschwor uns Kinder ständig mit den Worten: „Stört nicht, Vati muss arbeiten!“ Im Schlafzimmer meiner Eltern hatten auch mein Bruder und ich unsere Betten. Zwei Ereignisse aus dieser Zeit – ich muss vier oder fünf Jahre alt gewesen sein – sind mir besonders gut in Erinnerung geblieben: die Verbrennung der Spielkarten und ein ganz und gar verdorbener Sonntagsspaziergang. Eines Winterabends nämlich, als ich beim Kartenspiel wieder einmal verloren hatte und prompt einen nicht zu zügelnden Wutanfall bekam, warf meine Mutter kurz entschlossen die Karten ins Feuer. Das Bild der geöffneten eisernen Tür des Kachelofens und der Spielkarten in den grellen Flammen habe ich bis heute nicht vergessen. Seitdem bin ich Kartenspielen so gut wie immer aus dem Weg gegangen. Ich wollte eben schon damals selbst über mich bestimmen, dafür auch einstehen, aber nicht vom Glück im Kartenspiel – vom Glück als Zufall ohne mein Zutun – abhängig sein.

Der Sonntagsspaziergang – ein regelmäßiges Freizeitritual meiner Eltern zusammen mit uns Kindern – führte eines schönen Wochenendes deshalb zum Familiendrama, weil ich mich weigerte mitzukommen, indem ich stolz auf den von mir soeben errichteten Hochhausturm aus Bauklötzern verwies und trotzig aufstampfend sagte: „Bur muss arbeiten!“ Vater, der mich so nannte, verstand das, erkannte er sich doch selbst in mir wieder. Mutter aber zerstörte den Turm und zerrte mich aus der Wohnung auf die Straße. Auf

dem dann absolvierten Spaziergang in den nahe gelegenen Rufferpark am Hang der Siegeshöhe, die nach einem Sieg Friedrich des Großen im Siebenjährigen Krieg so genannt worden war, schwieg ich verbissen. Ich hatte eben meinen eigenen Kopf. Und meine durch Arbeit mögliche Selbstbestimmung ließ ich mir schon damals nicht rauben, nicht ohne Protest jedenfalls. Das blieb mein Leben lang so.

Drei weitere Vorkommnisse in diesen frühen Jahren gingen meinem Gedächtnis nicht verloren. Glück hatte ich, dass ich, nachdem ich als Fünfjähriger wagemutig, vielleicht auch nur unvorsichtig in den Brunnen der unserem Haus in der Roonstraße gegenüber gelegenen Gärtnerei gefallen war, von der nur zwei Jahre älteren Tochter des Gärtners vor dem Ertrinken gerettet wurde. Von diesem Vorfall blieb eine – hin und wieder ausbrechende – latente Scheu vor Wasser, die einige Jahre später sogar zu der ängstlichen Weigerung führte, an einer Bootsfahrt über den Ziegenteich in Liegnitz teilzunehmen. Pech hatte ich, als ich von einem fünf Meter hohen hölzernen Telefonmast in der Roonstraße, den ich erklommen hatte – ich weiß heute nicht mehr, wie –, nicht ohne fremde Hilfe sicher wieder hinuntergelangte. Bevor das aber geschah, waren auf der Straße unter mir viele Menschen zusammengelaufen, gestikulierten und schrien auf mich ein. Meine Mutter, die geholt worden war, rang entsetzt die Hände, aber schwieg aus purer Angst, gewiss auch aus Scham über ihren Sohn: „... vor den Leuten“. Nachdem sie mich an der Hand nach Hause gezerrt hatte, schimpfte sie wütend und wortreich, schlug mich aber nicht. Später bin ich nie wieder so hoch auf irgendwelche Masten oder Bäume gestiegen. Dafür verstieg ich mich oft in hohe Ideen, was mir selten gut bekam. Ein weiteres Mal hatte ich Pech, als ich gemeinsam mit meinem Bruder und einem gleichaltrigen Mädchen aus der Nachbarschaft auf einem Wäschetrockenboden in der Roonstraße beim „Kindersex“ erwischt wurden. Hausbewohner hatten uns gehört und beim „Doktorspielen“ beobachtet. Nachdem meine Mutter geholt worden war, gab es für die ungeratenen Söhne eine kräftige Tracht Prügel. Ich war damals noch nicht einmal sechs Jahre alt.

In die Schule kam ich Ostern 1933: in die erste Klasse der Evangelischen Volksschule Nr. 2 Liegnitz, eine gemischte Schule mit

Mädchen und Jungs. Das Gebäude in der Dänenstraße lag nicht weit entfernt von unserer Wohnung. Meine Klassenlehrerin, Fräulein Schreiber, war eine strenge, aber freundliche Person. Ich ging gern zur Schule, nicht zuletzt wegen dieser Lehrerin. Was sie für mich bedeutete, wurde mir erst sehr viel später bewusst, da ich nie wieder in meinem Leben eine Lehrerin, sondern nur noch Lehrer hatte. Viele von ihnen mit streng militärischem Ton. Manche schlugen auch zu und strafte mit dem Rohrstock auf den Hosenboden, aber auch auf die nach vorn ausgestreckten Hände. Schließlich gehörte sich das so für Schüler einer Jungenklasse im damaligen Deutschland. Es gab Gymnasien für Jungs und Lyzeen für Mädchen. Die Jungs sollten zu künftigen Soldaten und die Mädchen zu künftigen Ehefrauen und Soldatenmüttern erzogen werden. Was ich völlig vergessen hatte, jedoch in meinem wiedergefundenen Schulzeugnis von 1933 jedoch entdeckte, war, dass in diesem ersten Jahr der Nazi-Zeit die Monate mit germanischen Namen bezeichnet wurden, später dann nicht mehr. Ich war demnach nicht im Februar, sondern im Hornung geboren.

1934 erlebte ich den ersten großen Ortswechsel in meinem Leben. Die Familie zog in ein soeben fertiggestelltes neues Einfamilienhaus, dessen Entwurf mein Vater als Architekt bei der Siedlungsgesellschaft Schlesische Heimstätte angefertigt hatte und das er über einen Bausparvertrag finanzierte. Es lag in einem Neubaugebiet im Südosten von Liegnitz, am Ende einer Straße mit dem Namen Fichteweg, und grenzte mit seinem großen dreieckigen Grundstück an einen Sportplatz. Unser Haus im Fichteweg 17 war zweigeschossig mit einem Satteldach im Obergeschoss. Nebenan stand ein ähnliches Haus, das ebenfalls mein Vater projektiert hatte: für den Chef seiner Entwurfsabteilung bei der Schlesischen Heimstätte Liegnitz. Die Terrasse an der Südseite des Hauses war für uns geradezu ein Luxus. Auch eine Garage war vorgesehen. Aber die blieb ohne Auto und diente als Abstellraum für Gartengeräte. Die technische Neuerung des Hauses bestand in der Anlage einer Luftheizung, die auch in den strengen schlesischen Wintern gut funktionierte. Alles in allem: Das neue Haus bedeutete einen Sprung in eine neue Wohnqualität, in ein neues Leben. Beim Umzug half uns Lena, die Schwester meines Vaters, die aus

Nürnberg zu Besuch gekommen war. Sie gefiel mir sehr, zumal mit ihrem fränkischen Dialekt, den mein Vater schon kaum noch sprach.

Unsere Familie hatte nun auf neue Weise Platz zum Wohnen. Im Obergeschoss waren mein Bruder und ich in einem Zimmer untergebracht. Ursprünglich sollten wir jeder ein eigenes Zimmer haben, doch dann erhielt mein Großvater, der nach dem Tod meiner Großmutter in Bunzlau allein gelebt hatte, von meinen Eltern eine Bleibe im neuen Haus. Und das war gut so. Für uns Kinder gab es durch den nahen Sportplatz und im Handwerkskeller genug Platz und reichlich Gelegenheit, uns auszutoben, zu spielen, zu basteln und zu gestalten. Und das nutzten wir, gelegentlich angeleitet und beraten vom Vater. Der große Garten mit Gemüsebeeten und Obstbäumen war vor allem das Reich meiner Mutter, sie wurde hier von ihrem Vater mit Rat und Tat unterstützt. Mein Vater dagegen war mehr damit beschäftigt, das wachsende Obst, vor allem die Birnen, an den Bäumen zu besichtigen. So lebten wir als Drei-Generationen-Haushalt glücklich zusammen. Hinzu kam ein kleiner Schäferhund namens Mucki, der uns Kindern viel Freude bereitete und den unser Großvater betreute, das heißt: fütterte und säuberte, dem er aber auch „Manieren“ beibrachte.

Ein negatives Erlebnis dieser Jahre blieb mir im Gedächtnis. Mein Vater hatte für uns Jungs ein Reck in den Garten stellen lassen, an dem ich oft turnte. Und da ich damals schon stets gern Höchstleistungen vollbrachte, in allem übrigens, versuchte ich das auch am Reck zu tun: mit der Höchstzahl möglicher Kniewellen, die ich laut abzählte, bis ich nach 75 Umdrehungen kraftlos vom Reck in ein Blumenbeet voller orangefarbener Ringelblumen fiel – mit Schmerzen an der rot gescheuerten Innenseite des linken Beins. Zwei Tage später war die Wade des Beins hart und musste von einem Chirurgen aufgeschnitten werden, damit der dort inzwischen angesammelte Eiter abfließen konnte. Die Folgen manch anderer Übertreibungen, die ich später aus dem Drang nach Höchstleistungen hin und wieder vollbrachte, waren nicht so einfach zu heilen.

Der Weg von unserem neuen Wohnsitz in die Stadt und auch zur Schule war nun weiter als zuvor, als wir noch in der Roonstraße gewohnt hatten. Das neue Schulgebäude, ein mehrgeschossiger Klinkerbau, lag am nördlichen Ende der langen Immelmanstraße, die im Süden zum

Flughafen der Stadt führte. Ich brauchte für diesen Weg knapp 20 Minuten. Als ich mit zehn Jahren ins Gymnasium kam, in die mitten in der Altstadt von Liegnitz gelegene Städtische Wilhelms-Oberrealschule, auch „Ritterakademie“ genannt, verlängerte sich der Weg auf das Doppelte. Dafür war er aber auch schöner, weil er mich tagtäglich über die Katzbach führte, den Fluss, der seit einer weit in der Geschichte zurückliegenden Schlacht an der Katzbach – Sieg 1813 über die aus Russland fliehenden Truppen Napoleons – berühmt war. Das hatte ich schon in der Volksschule gelernt.

Die nunmehr größer gewordene Distanz zwischen Wohnung und Schule brachte es mit sich, dass sich kaum intensive Bekanntschaften oder gar Freundschaften mit anderen Schülern meiner Klasse über den Unterricht hinaus entwickelten. Die heutzutage übliche Mobilität von Schülern gab es damals nicht. So war ich in der Freizeit mehr oder weniger auf meinen jüngeren Bruder angewiesen, mit dem ich mich oft gut verstand, oft genug aber auch zankte, was wohl hauptsächlich am Altersunterschied lag. Mein einziger anderer Spielkamerad war ein Junge aus der Siedlung, zu dem wir auf Wunsch meiner Eltern nicht gehen sollten, da sein Vater bei der SS war, und der deshalb oft zu uns in die Gegend kam. Wir spielten Soldaten, wie das fast alle Kinder in diesen Jahren des Friedens zwischen den großen Kriegen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts taten, ohne uns dabei etwas Schlimmes zu denken. Auch meine Eltern schritten nicht ein, weil unser Spiel noch sehr kindlich war. Ein paar Jahre später, als dann zu unserem Entsetzen tatsächlich Krieg ausbrach, spielten wir – anfangs ja noch immer Kinder – nicht mehr Krieg. Dafür sorgten aber auch unsere Eltern, Vater und Mutter gleichermaßen. Sie offenbarten sich als Gegner des Militarismus – schon aufgrund ihrer Erfahrungen im Ersten Weltkrieg – und als Gegner der wiedererwachten Kriegslust Deutschlands unter Hitler. Sie taten das mit aller gebotenen Vorsicht. Da wir ihnen vertrauten, begannen wir langsam zu begreifen, was wirklich gut und was schlecht für die Menschen ist, was wir folglich tun und was wir nicht tun sollten.

Allzu viele Erinnerungen an die „Ritterakademie“ sind mir nicht lebendig geblieben. Dafür war meine Oberschulzeit ganz einfach zu kurz. Ich weiß noch, dass mein Klassenlehrer zugleich mein Englischlehrer war

und dass der Musiklehrer, sein Name war Arlt, uns die Schönheit der Musik am Beispiel der Arie des Ferdinand „Durch die Wälder, durch die Auen“ in der Oper *Der Freischütz* von Carl Maria von Weber nahebrachte, indem er sie uns – mit der hellen Stimme von Richard Tauber, einem der berühmtesten Tenöre unserer Zeit, wie er sagte – auf einer Grammophonplatte vorspielte. Mein Vater, dem ich von diesem Musikerlebnis erzählte, war begeistert und freute sich über den Mut des Lehrers, uns Tauber hören zu lassen, der wegen seiner nichtarischen Herkunft schon längst nicht mehr öffentlich singen durfte.

Was „arisch“ und „nichtarisch“ zu sein für eine Bedeutung gewonnen hatte, seitdem Reichspropagandaminister Joseph Goebbels schon 1933 für alle Staatsbürger in Deutschland den „Ariernachweis“ als Voraussetzung zur Ausübung einer kulturellen Tätigkeit verordnet hatte, wusste mein Vater nur zu gut. Auch er war gezwungen, als Architekt einen solchen „Ariernachweis“ zu erbringen. Er tat das – wie ich mich erinnere – einerseits mit Wut im Bauch über diese Nötigung, andererseits mit einer gewissen Neugier herauszufinden, woher er denn eigentlich stamme. Das Ergebnis war „beruhigend“. Er konnte einen durchweg arischen Stammbaum nachweisen. Was er nicht zu erkunden vermochte, war die Herkunft des Namens Flierl. Heute weiß ich, dass der Name sich von „Flürle“ herleitet, was so viel wie Flurwächter bedeutet. Ich weiß aber auch, dass mein Vater sich mit seinem „positiven“ Nachweis nichts einbildete gegenüber denen, deren Nachweis negativ ausfiel. Er war nicht im Geringsten ein Antisemit.

Ein betrübliches Ereignis aus der Zeit am Fichteweg in Liegnitz ist mir noch sehr in Erinnerung: eine Tracht Prügel, die mein Vater mir verabreichte, weil ich bei einem Sturz vom Fahrrad eine Kanne Milch verschüttet hatte, die ich im Auftrag meiner Mutter an einem Sonnabend kurz vor Ladenschluss noch schnell geholt hatte, damit der Kuchen für das Wochenende gebacken werden konnte. Als ich nun ohne Milch nach Hause kam, der Laden aber inzwischen geschlossen war, machte meine Mutter – zutiefst enttäuscht und wütend – ein geradezu hysterisches Geschrei, bis meinem Vater, der immer gern seine Ruhe hatte, der Geduldsfaden riss, er mich ergriff und auf mich einschlug, indem er mich „übers Knie legte“ und

„versohlte“. Mein Vater, der sonst nie durch Schläge strafte, hatte sich ganz einfach nicht mehr in der Gewalt. Ganz sicher hatte es zuvor schon einen Zwist zwischen ihm und meiner Mutter gegeben, für den ich als „Prügelknabe“ herhalten musste. Nachdem der Schmerz nachgelassen hatte, verstand ich das durchaus, auch wenn ich es nicht billigte.

Nie wieder hat mein Vater Schläge gegen mich oder gegen meinen Bruder ausgeteilt. Ganz im Gegensatz dazu hatte meine Mutter durchaus eine lockere Hand. Da gab es hin und wieder einen kleinen Klapps mit der Hand, mit dem Teppichklopfer dann auch einen größeren Klapps. Bei meinem Vater blieb es – bis auf die eine Ausnahme – stets bei freundlich-kritischen „Kopfnüssen“. Mein Vater war überhaupt der beste Vater, den ich mir denken und wünschen konnte! Übrigens: Die Tatsache, dass nach meinem Sturz das Vorderrad meines Fahrrads einer Acht glich, war für meine Eltern nicht das Problem. Kein Wort dazu! Ich wusste als Kind durchaus, wie gut ich es hatte: Ich wurde groß ohne körperliche Züchtigung durch meine Eltern. Das konnten nur wenige meiner Klassen- und Spielkameraden von sich sagen.

Viel zu schnell ging die schöne Zeit in unserem Liegnitzer Haus zu Ende, weil wir 1937 nach Breslau umziehen mussten, nachdem mein Vater dort bei der Schlesischen Heimstätte, die inzwischen Siedlungsgesellschaft Schlesien hieß, eine neue und auch verantwortungsvollere Anstellung als Oberbauleiter gefunden hatte. Und wiederum zogen wir in ein soeben fertiggestelltes neues Einfamilienhaus, das wie in Liegnitz neben dem ebenfalls neuen Haus seines Chefs lag: an der Parkstraße in Brockau, einem südöstlich von Breslau gelegenen Vorort. Im Unterschied zum Satteldachhaus in Liegnitz hatte das zweigeschossige Haus in Brockau ein Walmdach, ebenfalls eine Terrasse und innen zwei Zimmer mehr: im Erdgeschoss das sogenannte Herrenzimmer als Arbeits- und Empfangszimmer meines Vaters und im Obergeschoss ein kleineres Zimmer für unseren Großvater. Neben dem Haus gab es ein freistehendes Garagengebäude. Der für 1000 Reichsmark angesparte Pkw Marke Volkswagen kam dort jedoch nie an. Er wurde als Kübelwagen für den bereits geplanten Krieg gebraucht. Im Garten gab es auch einen relativ

geräumigen Hühnerstall, errichtet angesichts der in Deutschland bereits zu dieser Zeit prekären Versorgungslage, die sich kurze Zeit später im Krieg dramatisch zuspitzte. Garten und Hühnerstall unterstanden der Betreuung meiner Mutter und unseres Großvaters.

Während mein Bruder zunächst in Brockau zur Schule ging, bevor er das Gymnasium in Breslau, die Elisabeth-Oberschule, besuchte, musste ich ab Oktober 1937 mit dem elektrisch betriebenen Vorortzug von Brockau nach Breslau fahren, in das Realgymnasium am Zwinger. So wurde ich zum „Fahrschüler“. Das war täglich eine zeitraubende Beschäftigung: 15 bis 20 Minuten zu Fuß bis zum Bahnhof Brockau, dann zehn Minuten Fahrt bis zum Hauptbahnhof Breslau, von dort 20 bis 30 Minuten wiederum zu Fuß die Gartenstraße entlang, über den Sonnenplatz bis zur Schule in der Sonnenstraße. Die Folge davon war, dass ich noch stärker als schon in Liegnitz isoliert von Freizeitkontakten mit meinen Klassenkameraden blieb, die so gut wie alle in Breslau wohnten. Ich war also mehr oder weniger auf mich allein gestellt: bei Schularbeiten wie bei meinen Freizeittätigkeiten.

Von den Noten her war ich immer ein durchschnittlich guter Schüler. Im Fach Zeichnen und Kunstgeschichte hatte ich durchgängig ein „Sehr gut“ im Zeugnis. Schularbeiten waren mir in der Regel nicht lästig, vor allem nicht in den Fächern, die mir lagen: Mathematik wegen der Abstraktion und Logik der Zahlen, ebenso darstellende Geometrie wegen der Anschaulichkeit der dreidimensionalen Zusammenhänge von Körper und Raum, Chemie vor allem wegen der zeichenhaften Darstellung realer stofflicher Substanzen in ihren molekularen Strukturen und Wandlungen, sodann Geografie, schon weil ich dafür Karten von Ländern und Erdteilen zeichnen konnte, aber auch Literatur und Geschichte, weil es da um das Leben der Menschen in ihren Verflechtungen untereinander und mit der Gesellschaft ging, um ihr Vermögen beziehungsweise Unvermögen, die Welt zu verändern: mit ihren Ideen und Taten. Das alles interessierte mich. Oft saß ich dann versunken da und dachte ganz einfach über den Stoff der Schule hinaus in mich hinein und ins Leben nach außen. Meiner Mutter waren solche Momente unheimlich. Für gewöhnlich sagte sie dann: „Du sinnierst wohl schon wieder?“

In meiner von Schule und Schulaufgaben freien Zeit hatte ich genügend körperlich aktive Betätigung. Ich ging gern in das nahe gelegene Freibad, spielte oft Fußball und raste auf Rollschuhen die ein bis zwei Kilometer lange Asphaltstraße vor unserem Haus entlang, allein oder im Wettlauf mit anderen. Die anderen, das waren Jungs in meinem Alter aus Ein- und Mehrfamilienhäusern in unserer Straße. Im Herbst sammelten wir die von den Bäumen gefallenen Kastanien – unsere Straße war zu beiden Seiten von Kastanienbäumen gefasst – und veranstalteten wahre „Kastanienschlachten“: untere Straße gegen obere Straße. Die Kastanien warfen wir für gewöhnlich mit der Hand, wir „feuerten“ sie aber auch mit selbstgebauten Schleudern ab. In diesen Aktionen waren mein Bruder Peter und ich zumeist ein Herz und eine Seele. Sonst hatten wir doch auch unterschiedliche Interessen und Freundschaften. Das lag nicht nur am Altersunterschied, sondern auch daran, dass wir in verschiedene Schulen gingen. Peter hatte in seiner Klasse einen Freund, Hans Wallstein, der in Oldern, einem Nachbardorf, wohnte und mit ihm den täglichen Schulweg teilte. Ich hatte keinen Klassenkameraden zum Freund, weil ich meine Freizeit nicht in Breslau verbrachte. Und zu Hause in Brockau hatte ich nur mit einem, der sehr gut zeichnen konnte, näheren freundschaftlichen Kontakt. Anders als er, der nach dem Vorbild von Plakaten vor allem Soldaten mit entschlossenen Gesichtern unterm Stahlhelm malte, zeichnete ich – Sohn eines Architekten – selbstentworfenen Häuser mit Ansichten und Grundrissen. Ich zeichnete aber auch gern Gesichter, neugierig darauf, was für Menschen ich in ihnen entdeckte.

Meinen Eltern verdanke ich auch die Liebe zur Musik. Begleitet von meinem Vater auf der Gitarre sangen sie voller Freude die im Wandervogel-Liederbuch *Zupfgeigenhansl* enthaltenen Volkslieder – und oft sang auch ich mit ihnen. Während mein Vater mich über das Radio an Bach-Musik heranführte, ging meine Mutter mit mir schon sehr früh in die Oper. So sah ich im Laufe der Jahre den *Freischütz*, die *Meistersinger von Nürnberg* und den *Fliegenden Holländer*, aber auch *Der Bajazzo* und *Carmen*. Ein besonderes Ereignis war für mich eine Aufführung der *Carmina Burana* von Carl Orff im Breslauer Opernhaus. Als ich dann, um selbst Musik machen zu können, ein stattliches Schifferklavier geschenkt bekommen

hatte, spielte ich lieber Bach nach Gehör als den „Egerländer Marsch“ oder „Rosamunde“ nach Noten, wie mein privater Musiklehrer das wollte.

Aber wichtiger als Musikhören und -spielen war mir von Beginn an das Gestalten mit der Hand, das Zeichnen und Malen, Formen und Basteln. Später kam das Nachdenken über mich und die Welt hinzu, vor allem angeregt durch Bücher, die mein Vater mir zu lesen empfahl. Mit Schiller und Goethe hatte ich schon über die Schule Freundschaft geschlossen, aber mein Vater gab mir aus seinem für mich sonst verschlossenen Schrank zwei Bücher mit Werken von Heinrich Heine – die Gedichte im *Buch der Lieder* und das *Versepos Deutschland. Ein Wintermärchen*, auch seine Dramen – und dazu die von Klubund übersetzten Gedichte der alten Chinesen zu lesen und sprach mit mir darüber, nicht nur über den geistigen Gehalt dieser Literatur, sondern auch darüber, dass diese Bücher und warum sie „zurzeit“ in Deutschland verboten seien. Er hatte sie in der Weimarer Zeit von der Büchergilde Gutenberg bezogen und in seiner Sehnsucht nach einer menschlichen Welt auch sehr gebraucht. Er denke, auch ich könnte sie brauchen. Und wie ich sie brauchte! Als Gegenargument zu einer Welt, die mir mit ihren „teutschen“ Wertorientierungen auf die Nibelungensaga und die Moral von Siegfried und Hagen, mit ihrem Anspruch auf die Überlegenheit und Macht des deutschen Volkes, besonders aber mit dem propagierten Rassenwahn, der im Stolz auf die nordische Rasse und im Hass auf die Juden kulminierte –, anfangs unverständlich, dann immer fremder und schließlich menschenfeindlich geworden war, vor allem seitdem ich „als deutscher Junge“ Mitglied der Hitler-Jugend (HJ) hatte werden müssen. Ich wollte kein Siegfried, schon gar kein Hagen sein. Die propagierte Ideologie vom Übermenschen war mir fremd.

Meine Eltern hatten mir die Mitgliedschaft zuerst im Jungvolk und dann in der Hitler-Jugend nicht verwehrt, um mich und auch sich selbst nicht in eine offene Konfrontation mit dem herrschenden Nazi-System zu bringen. Nach außen nicht auffallen, aber von innen nichts billigen, was nicht zu billigen ist, sich nicht offenbaren, sondern die eigenen Gedanken, vor allem die kritischen, vor anderen verbergen – das war ihre Losung für sich selbst, die sie auch mir weitergaben. Und wie recht sie hatten, sollte sich für mich im Dienst bei der HJ erweisen: bei den normalen Exerzierübungen nach

preußischem Drill wie bei den kriegerischen Geländespielen nach der Parole „Gelobt sei, was hart macht“, ebenso bei den dummen Politeinschwörungen wie bei den niveaulosen Heimabenden zur Herausbildung von „Treue“ und „Kameradschaft“ – als Formen von Gehorsamkeit und Disziplin gegenüber allem, was angeordnet und befohlen wurde.

Vor allem hasste ich die Lieder, die ich als Schüler und Mitglied der HJ zu singen hatte, weil sie mich für einen Geist vereinnahmen sollten, der mein Geist nicht war. Schon dieses „über alles“ im Deutschland-Lied gefiel mir nicht. Es wurde ja im Grunde nicht als Wert über alles, sondern als Macht über alles in der Welt verstanden. Analog zu der Stelle in dem Nazi-Lied, das mit den Worten begann: „Es zittern die morschen Knochen der Welt vor dem großen Krieg. Wir haben die Knechtschaft gebrochen, für uns war's ein großer Sieg“, und sich im Refrain zur Gewissheit steigert: „Wir werden weitermarschieren, wenn alles in Scherben fällt, denn heute, da *hört uns* Deutschland und morgen die ganze Welt!“, das jedoch ständig mit den Worten gesungen wurde: „*gehört uns* Deutschland und morgen die ganze Welt!“ Diesen deutschen Machtanspruch auf die ganze Welt lehnte ich grundsätzlich ab – ganz nach dem Vorbild meines Vaters. Auch die „normalen“ Soldatenlieder liebte ich nicht, vom „Westerwald-Lied“ bis zum Lied mit der „schwarzbraunen Haselnuss“ und wie sie alle hießen. Besonders hasste ich die todesmystisch einschwörenden Lieder wie „Heilig Vaterland“. Zum Kotzen fand ich die antisemitischen Lieder, besonders das eine, in dem im Refrain vom „Judenei im Mondenschein“ gesungen wurde. Da war dann von mir kein Laut zu hören.

Dass ich gegen die in meiner Nazi-Gesellschaft verordneten Ideologiewerte eine von mir selbst akzeptierte eigene Wertorientierung auf Menschenwürde und daraus abgeleitete ethische Grundsätze menschlichen Zusammenlebens zu setzen lernte, zumal ich ja jenseits der christlichen Religion aufgewachsen war, verdanke ich meinen Eltern, vor allem meinem Vater. Beide waren Anfang der dreißiger Jahre aus der evangelischen Kirche ausgetreten, der sie – ohne inneres Engagement – angehört hatten, aus Solidarität meines Vaters zu seinem Bruder Friedrich, der beim Bau seines Hauses in Berlin von einer evangelischen Baufirma skandalös

betrogen worden war. Daraufhin wurden Vater und Mutter mit Beginn der Nazi-Zeit als „gottgläubig“ eingestuft, obwohl beide an keinen Gott glaubten, sich jedoch offiziell nicht als „ohne Gott“ oder gar als „gottlos“ bezeichnen durften, weil Adolf Hitler „gottgläubig“ war und, wie er immer wieder gar zu gern betonte, im Auftrag des „Allmächtigen“ handelte. So befanden sich meine Eltern in einer schwierigen Lage – nicht zuletzt auch gegenüber uns Kindern. Mein Vater löste das Problem auf seine Art, indem er zuerst mir und dann meinem jüngeren Bruder nach und nach seine eigene Grundorientierung auf ethische Werte im Leben vermittelte: jenseits von Religion und Staatsideologie, nie lehrerhaft, sondern stets als väterlicher Freund. Auf diesem Fundament konnte er später gut aufbauen, als er, vor allem nachdem der Krieg ausgebrochen war, dazu überging, uns fortgesetzt über den Nazi-Staat und die von ihm begangenen Verbrechen – im Namen des Führers und des Allmächtigen – aufzuklären. Da meine Mutter in dieser Sache wie sonst auch den Ansichten und der Lebensweisheit ihres Mannes folgte, gab es Gleichklang in der Familie. Wir Kinder blieben offiziell „evangelisch“, schon wegen der Schule, aber im Grunde frei von Glauben an Gott und vor allem an den „Führer“.

Zu den im Ganzen ungetrübten Jahren meiner Kindheit gehören Reisen, die mich in andere Orte innerhalb und außerhalb Schlesiens führten. Die erste Reise – um 1930, da wohnten wir noch in der Liegnitzer Roonstraße – führte mich mit meinen Eltern zu den Geschwistern meines Vaters in Fürth und in Nürnberg. Ich habe noch ein Bild im Kopf von dem Eisenbahncoupé, in dem wir saßen: Bänke mit lila Samtbezügen, in Kopfhöhe mit weißen Klöppelspitzen geschmückt, und darüber ein ovaler Spiegel. 1935 besuchten wir – auch mein Bruder Peter war dabei – Onkel Fritz, den Bruder meines Vaters, dessen Frau Agnes und Kinder Resi und Heinz, genannt Heini, in ihrem Haus in Berlin-Frohnau. Das war mein erster Aufenthalt in dieser Stadt, die später einmal meine Heimat werden sollte. An das damalige Berlin habe ich keine Erinnerungen mehr, sehr wohl jedoch an das von meinem Vater für seinen Bruder entworfene Haus: ein modernes kubisches Gebäude mit großen Fenstern, weiß geputzt und strukturiert mit roten Klinkern. Neben diesen zwei großen Reisen in ferne

Orte – es blieben die einzigen – unternahmen meine Eltern mit uns Kindern des Öfteren Ausflüge in näher gelegene Orte in Schlesien: so nach Bolkenhain mit seiner Ritterburg und zu den Grenzbauden auf dem Kamm des Riesengebirges. Nachdem wir Kinder bereits früh am sanften Hang der Siegeshöhe in Liegnitz das Skifahren erlernt hatten, waren wir im Winter 1937/38 mit Vater und Mutter in Tannhübel im Heuscheuergebirge in der Grafschaft Glatz im Südosten Schlesiens.

Eine große Reise – allein mit meinem Bruder – unternahm ich im Sommer 1938 zu den Verwandten meines Vaters in Fürth, Nürnberg und Nördlingen. In Nürnberg besuchten wir mit Onkel Ludwig unter anderem die Burg, von deren Zinnen einst der sagenumwobene Ritter von Epplein auf seinem Pferd der Gefangenschaft entsprang, wobei er gerufen haben soll: „Die Nernberger hängeten keinen, sie hätten ihn denn!“ In Nördlingen, wo Onkel Hans lebte und als Sparkassendirektor eine stadtbekanntere Persönlichkeit war, begegnete uns eine Stadt des Mittelalters und der Renaissance mit einer fast ringsum erhalten gebliebenen Stadtmauer und vielen Stadttortürmen. Gebaute deutsche Geschichte pur! Ich malte vor Ort besonders gern Bilder der Stadt: so das Berger Tor, dem gegenüber die Nördlinger Flierl-Familie wohnte, und den hoch aufragenden schlanken Turm der Stadtkirche St. Georg. Alle diese Reisen waren unvergessliche Eindrücke in einem für uns Kinder mehr oder weniger noch problemlosen Frieden.

Mein Vater hatte sich in den dreißiger Jahre als Architekt mehr und mehr Anerkennung erworben, so dass er auf den Gedanken kam, sich selbständig zu machen. Nachdem er schon früher, als er noch in Liegnitz gearbeitet hatte, gelegentlich ländliche Bauten für Großgrundbesitzer entworfen oder umgebaut hatte, zum Beispiel für ein adliges Fräulein Edith von Wallenberg, die ich mit einem Dackel, dem Modehund dieser Jahre, im Arm in Erinnerung habe, war er von Mai 1938 bis April 1939 als Architekt und Bauleiter im Auftrag eines Grafen von Althann für den Umbau und die Erweiterung von dessen Guts- und Schlossbauten im Glatzer Bergland tätig. Zu diesem Zweck hatte er sein Arbeitszimmer in Brockau mit geeigneten Möbeln aus dem Nachlass eines verstorbenen Breslauer Architekten eingerichtet. Die neue Tätigkeit verschaffte ihm, 40-jährig, auch ein

gesteigertes Selbstvertrauen. Sie hätte der ersehnte Schritt in die volle Eigenverantwortlichkeit seiner Arbeit sein können. Aber dazu kam es wegen der drohenden Kriegsgefahr nicht. Da war es doch sicherer für ihn, angestellt zu bleiben: als Architekt und technischer Leiter in seinem alten Büro der Siedlungsgesellschaft Schlesien in Breslau.

Noch im letzten Sommer vor dem Krieg besuchten uns in Brockau die Kinder von Onkel Fritz aus Berlin, Resi und Heinz, die schon älter waren als ich. Resi, 26 Jahre alt, war Schriftstellerin und sang wunderbar zur Gitarre russische Lieder. Heinz hatte begonnen zu studieren. Für mich waren sie beide etwas Besonderes: Menschen einer Kultur, wie ich sie noch nicht kannte. Im Unterschied zu den vielfältigen Kontakten mit Verwandten meines Vaters hatten Peter und ich so gut wie keine Beziehungen zu den wenigen Verwandten meiner Mutter. In Görlitz lebten eine Tante Pauline und ihre Tochter Trudel, die wir beide nur vom Hören-Sagen her kannten. Dafür lebte der Vater unserer Mutter wie schon seit 1934 in Liegnitz auch ab 1937 weiterhin bei uns, nun in Brockau. Nachdem er im Sommer 1939 verstorben war, sagte meine Mutter später immer wieder: „Nur gut, dass er nicht diesen Krieg auch noch erleben muss!“

Jugend im Zweiten Weltkrieg

Am 1. September 1939, an einem schönen Spätsommertag, war für meine Klasse 3b des Realgymnasiums am Zwinger ein Dampferausflug geplant. Die Fahrt sollte von einer Anlegestelle an der Oder im Zentrum Breslaus, gegenüber der Dominsel, flussabwärts bis nach Leubus gehen. Wir Schüler saßen pünktlich um neun Uhr auf dem Oberdeck des Dampfers, dessen Schornstein schon schwarze Wolken in den Himmel puffte. Unser Geschichtslehrer, Herr Dohn, der uns begleiten sollte, war noch nicht eingetroffen, was uns sehr wunderte, hatte er sich doch zu einem festgelegten Termin in der Schule noch nie verspätet. Als er dann kam und vor uns trat, sah er abgehetzt und totenbleich aus. So hatten wir ihn noch nie gesehen. Mit leiser Stimme sagte er: „Liebe Jungs, es ist Krieg! Heute früh ist die deutsche Wehrmacht in Polen einmarschiert. Das wurde vor kurzem im Radio bekannt gegeben.“ Schockiert von dieser Nachricht, schwieg er – und wir mit ihm.

Dann folgte redegewandt der Kommentar: Der „Führer“ habe eine historische Entscheidung im Interesse der Sicherheit Deutschlands getroffen, die durch die zurückliegenden Grenzverletzungen Polens gegenüber unserem Land in Gefahr geraten sei. Nach einer kurzen Pause sagte er: „Krieg, liebe Jungs, ist eine ernste Sache. Aber seid gewiss, dieses Mal wird Deutschland siegen!“ Dabei blickte er zum Himmel hinauf und konnte die Tränen der Ergriffenheit in seinen Augen nicht verbergen. Wir Schüler mochten ihn mehr oder weniger. Er war Soldat und Offizier im Weltkrieg von 1914 bis 1918 gewesen und hatte uns im Geschichtsunterricht oft von seinen Erlebnissen in diesen Jahren an den Fronten und in der Heimat, von den Siegen und von der Niederlage am Ende des Krieges erzählt: natürlich national-patriotisch überformt mit der Legende vom „Dolchstoß in den Rücken der kämpfenden Truppe“, als der die Novemberrevolution 1918 in Deutschland galt, und vom „Versailler Diktat“ als eine für Deutschland unakzeptable, weil ungerechte Friedensregelung. Von alledem sagte er jetzt kein Wort. Er beließ es bei der bloßen Mitteilung – und verbarg seine Betroffenheit nicht. Er wusste, was Krieg war, wir noch nicht. Seine letzten Worte waren kurz und bündig: „Liebe Jungs, die Dampferfahrt fällt aus. Geht nach Hause zu euern Eltern. Morgen sehen wir uns in der Schule.“

So begann für mich der Krieg. Da war ich zwölfteinhalb Jahre alt. Er war zu Ende, kurz nachdem ich 18 Jahre alt geworden war. Das war die Zeit meiner Jugend.

Natürlich spielte ich, wie schon erwähnt, als Kind gleich anderen Kindern auch Soldat. Auch Indianer. Das war so in dieser Zeit zwischen den Kriegen des 20. Jahrhunderts. Wie anregend auch immer die in den Romanen von Karl May vermittelte Indianerromantik war, so wirkte die deutsche Kriegsromantik schon deshalb stärker, vor allem ab 1933, weil sie politisch-ideologisch systematisch verbunden war mit dem Ziel, im nächsten Krieg nicht mehr zu verlieren, sondern zu gewinnen, wie „wir Deutsche“ das verdienten. Wie sehr das Kriegspielen offiziell zum Thema gemacht wurde, erlebte ich 1938 bei einer militärischen Großveranstaltung in der Breslauer Jahrhunderthalle, zu der mich mein Vater mitgenommen hatte. Da war zu

sehen, wie tapfere deutsche Soldaten als Infanteristen gegen den Feind kämpften und siegten und deutsche Panzer die gegnerischen Stellungen überrollten. Viel Beifall beim Publikum. Mein Vater sagte bloß: „Alles Theater! An der Front sieht das dann ganz anders aus!“ Ich glaubte ihm und war mehr verstört als auch nur annähernd begeistert. Ich weiß jedenfalls, dass gerade diese Kriegsveranstaltung in der Jahrhunderthalle wesentlich dazu beitrug, dass ich, nachdem der Krieg tatsächlich ausgebrochen war, Angst davor hatte, Soldat zu werden. Beeindruckt war ich jedoch – das weiß ich noch – von der Jahrhunderthalle als Bauwerk.

Die mit Kriegsbeginn sofort einsetzende Veränderung in meinem Leben war, dass mein Vater kaum noch zu Hause war und ich auf meine zunehmenden Fragen keine Auskünfte mehr von ihm erhielt. Er fehlte mir sehr. Als Baufachmann und schon im vergangenen Krieg geübter Pionier wurde er wenige Tage nach Kriegsbeginn eingezogen und beim Wiederaufbau der im „Polenfeldzug“ zerstörten Brücken eingesetzt – nicht bei der Wehrmacht, sondern beim Reichsarbeitsdienst. Erst im Dezember 1939, als er nach dem „Sieg“ über Polen von der Siedlungsgesellschaft Schlesien, der er ja bis zum Ausbruch des Krieges angehört hatte, für zivile Bauaufgaben angefordert wurde, sahen wir ihn wohlbehalten wieder. Als freiberuflicher Architekt hätte er diesen Schutz vor dem Zugriff der Wehrmacht nicht gehabt. Zurückgekehrt aus dem Krieg, erzählte er uns mit Entsetzen, wie es in Polen war, wie die polnische Zivilbevölkerung von der deutschen Luftwaffe bombardiert wurde und die Juden von den deutschen Truppen – Wehrmacht und SS – misshandelt und verschleppt wurden. Das war ein anderer Krieg als der, den wir bis dahin in den *Wochenschauen* gesehen hatten.

Im Frühjahr 1940 fuhr die ganze Familie zur Erholung ins Riesengebirge. An einem schönen Sonntag brachte mir mein Vater das Aquarellieren unter freiem Himmel bei. Einfach beglückend – für uns eine Pause im Krieg.

Im April 1940 eroberten die deutschen Truppen Dänemark und Norwegen; am 10. Mai 1940 marschierten sie in Frankreich ein. Damit begann für meinen Vater eine völlig neue Zeit. Da er gewärtig sein musste, wieder